KERMANI IM IRAK (I) „Zwischen Koran und Kafka. West-östliche Erkundungen“ heißt das neue Buch des Kölner Schriftstellers Navid Kermani, 46, über die kulturellen Grenzen zwischen Orient und Okzident. Kermani ist Orientalist, seine Dissertation trägt den Titel „Gott ist schön“. In zahlreichen Reisereportagen hat er die Kriegsgebiete beschrieben. Im Mai dieses Jahres hielt er im Bundestag die Festrede zum 65. Jahrestag des Grundgesetzes. Er ist Sohn iranischer Eltern. Seine Reise mit dem Fotografen Ali Arkady durch den Irak führte ihn auch nach Bagdad und Kurdistan.

Im Herzen der Schia

Irak Der Schriftsteller Navid Kermani hat für den SPIEGEL eine Reise durch ein von Kriegen erschüttertes Land gewagt. Sie beginnt in Nadschaf, dem Vatikan der Schiiten.

Wahrscheinlich hat Nadschaf den zentralsten Friedhof der Welt. Man muss nur aus dem überdachten Basar heraustreten, der mitten durch die Stadt verläuft, und steht auf Gräbern. Denn so eng liegen hier die Toten, dass kaum ein Fuß zwischen sie passt. Und so weit zieht sich die Landschaft aus braunem, erdigem Stein, dass man mit dem Auto von einem zum anderen Grab fährt. Dass in der Mitte das Leben ist, die Toten am Rand, dieses Grundprinzip des Städtebaus auf der ganzen Welt – Nadschaf hat es ins Gegenteil verkehrt: Hier führen alle Wege zum Schrein des Imam Ali und zu den Millionen, die neben ihm begraben sind. Bis ins 18. Jahrhundert machten die Bewohner gute Geschäfte, indem sie Fremden Grabplätze verkauften. Die Stadt selbst ist dafür demonstrativ schmucklos und trist – als dürfte kein irdischer Glanz mit der goldenen Kuppel wetteifern, die bei klarer Sicht noch 75 Kilometer entfernt in der Wüste blinkt. Und erst die Grabmoschee selbst: Die Wände vollständig mit Mosaiken in leuchtenden gelben und blauen Farben bedeckt, erweckt der Innenhof die Assoziation eines Paradiesgartens. Riesige Ventilatoren erzeugen eine kühle Brise und versprühen zugleich Rosenwasser.

An vielen Stellen ist ein ergreifender Trauergesang zu hören, in dessen Refrain die Gläubigen einfallen. Hinter Särgen aus Sperrholz murmeln Angehörige eine lange, melodiöse Litanei. Ist das Totengebet beendet, tragen sie den Sarg auf ihren Schultern in die Moschee selbst, die stalaktitisch mit winzigen Spiegeln ausgelegt ist. Das grelle Licht der Neonlampen, das sich tausendfach bricht, versetzt die Gläubigen geradezu physisch in Sure 24, Vers 35, wonach Gott das Licht der Himmel und der Erde ist: „Sein Licht ist gleich einer Nische, in der sich eine Lampe befindet; die Lampe ist in einem Glase, und das Glas gleich einem flimmernden Stern.“ Wie in ein stilles Zwiegespräch sind die Männer und, durch einen Vorhang abgetrennt, die Frauen versunken, die ihre Stirn an das Metallgitter um den Schrein gelegt haben. Immer wieder schluchzt jemand auf oder weint wie ein Kind. Auf manchen Särgen liegt die irakische Flagge zum Zeichen, dass der Tote im Kampf gegen den „Islamischen Staat“ gefallen ist. Dann nimmt das „La ilaha illallah“ – Es gibt keinen Gott außer Gott –, das aus den Prozessionen in rhythmischen Intervallen erklingt, einen kämpferischen Ton an.

Man muss diese Allgegenwart des Todes gehört, gesehen, am besten auch auf den eigenen Füßen oder mit dem Auto durchmessen haben, um das Weltbild der Schia zu verstehen. Die „Partei“ Alis, wie Schia wörtlich übersetzt heißt, ist eine Klage- und Bußreligion, bis weit ins 20. Jahrhundert auch eine Religion der Innerlichkeit und des Rückzugs aus der Welt. Bis auf den zwölften und letzten, „den Verborgenen“, sollen alle ihre Imame, die direkten Nachfahren Mohammeds, ermordet worden sein, grausam, heimtückisch, schmählich – und zwar nicht von den Ungläubigen, sondern von Muslimen selbst. Es ist dieser Verrat an der Familie und Botschaft des Propheten, der sich für die Schiiten seit 1400 Jahren ein ums andere Mal wiederholt. Die Herrschaft der Sunniten, unter der sie über Jahrhunderte im Irak litten, die hunderttausend Schiiten, darunter neuntausend Geistliche, die allein der Diktator Saddam Hussein seit 1991 töten ließ, der Vormarsch der Wahhabiten in der gesamten islamischen Welt und jetzt der Terror des „Islamischen Staates“ (IS) – jede neue Bedrohung wird in das Schema des Verrats gefügt, der den Gläubigen seit je aus den eigenen Reihen widerfährt.

„Haben Sie Angst um den Schrein?“, frage ich einen Wärter, den ich nach dem Freitagsgebet anspreche, einen älteren, glatt rasierten Herrn in zerbeultem Anzug.

„Nein“, antwortet der Wärter bestimmt: „Niemals wird IS so tief in schiitisches Gebiet vordringen.“

Überhaupt sei das Leben hier seit dem Sturz Saddam Husseins besser, die Menschen fühlten sich erlöst. So ein Gebet wie heute, mit Tausenden Gläubigen, das habe es damals nicht gegeben; damals seien jeden Freitag Schiiten verhaftet worden.

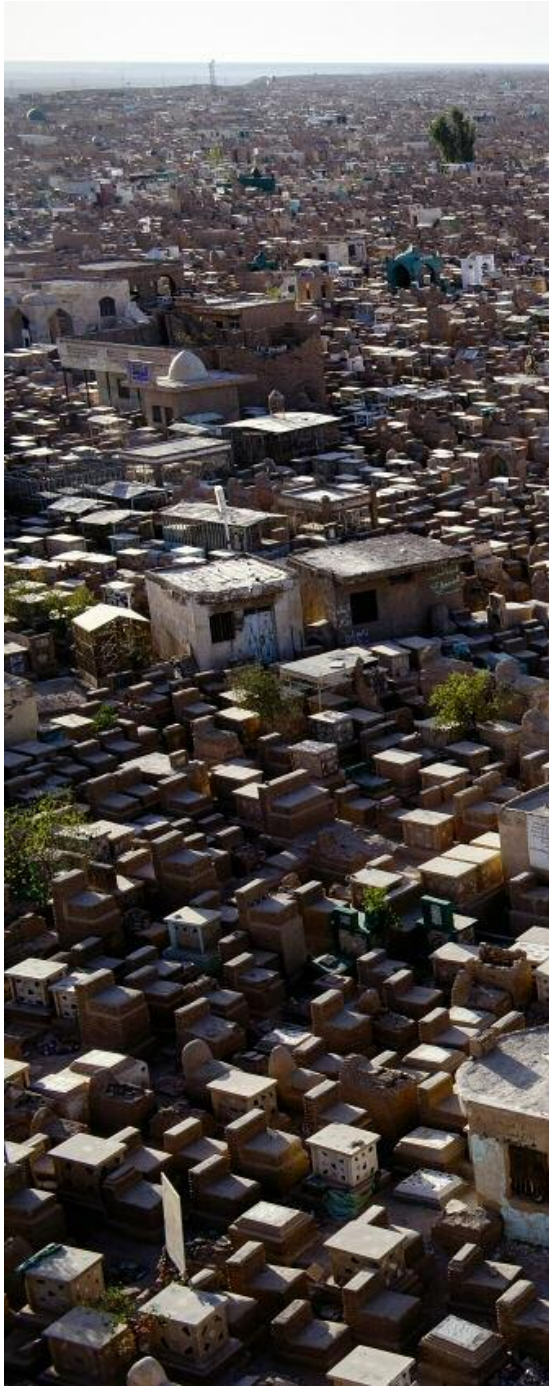

FOTO: GUNTER GLÜCKLICH / LAIF (L.)

Friedhof in Nadschaf

FOTO: ALI ARKADY / VII / DER SPIEGEL (M.)

„Und wenn doch einmal tausend zum Freitagsgebet kamen, waren fünfhundert von ihnen Spitzel Saddams."

„War der Einmarsch der Amerikaner also alles in allem gut?"

„Ja!", sagt der Wärter.

„Und sind Sie den Amerikanern dankbar?"

„Die Amerikaner haben das nicht für uns getan. Aber wir haben profitiert."

Ein Problem für Nadschaf könnten die ausbleibenden Pilger werden. Die Moschee, die Straßen und dementsprechend auch die Hotels, Restaurants und Souvenirgeschäfte sind deutlich leerer als bis zum Vormarsch des IS, weil Iran die Pilgertouren aus Sicherheitsgründen ausgesetzt hat. In manchen Gassen der Altstadt, die aus Furcht vor Anschlägen eine einzige Fußgängerzone mit Sicherheitsschleusen ist, komme ich mir nun wie in einem schiitischen Vatikan vor, weil fast nur Angehörige der vielen Theologischen Seminare unterwegs sind. Obwohl sie die gleichen knöchellangen Gewänder wie in Iran tragen, auf den Schultern einen weiten Umhang, auf dem Kopf den weißen oder schwarzen Turban, wirken sie auf mich ganz anders, nicht nur selbstbewusst, sondern auch gelassen und freundlich, schreiten mehr, als dass sie gehen, halten hier einen Plausch mit einem Ladenbesitzer, wehren dort den Handkuss eines Gläubigen ab, tätscheln den Kindern die Stirn. In einer iranischen Großstadt ist es für Mullahs schon schwierig, an der Straße ein Taxi anzuhalten, so viel Misstrauen, ja Verachtung schlägt ihnen inzwischen entgegen. Hier jedoch, im alten, nun wieder aufblühenden Zentrum der schiitischen Geistlichkeit, genießen sie offenkundig Vertrauen. Und ja, sie lachen, die Mullahs, das ist auch etwas, was ich aus Iran kaum noch kenne, sie tragen vornehme Tücher, elegante Ringe, der Bart zumindest der jüngeren ist sorgfältig geschnitten, während sich die Greise auf fein geschnitzte Stöcke lehnen.

Am Abend meines ersten Tages besuche ich Scheich Nasih Muhjiddin, der die Mardschaajjat berät, den Rat der vier höchsten Geistlichen Nadschafs. An dessen Spitze steht der greise Großajatollah Ali al-Sistani, der sich allerdings so gut wie nie öffentlich äußert und keine Journalisten empfängt. So ist Scheich Nasih Muhjiddin so etwas wie ein inoffizieller Sprecher der Mardschaajjat, gibt Interviews und reist zu Konferenzen ins Ausland. Im weißen Abendgewand,

Schiitische Pilger in der Imam-Ali-Moschee in Nadschaf: „Die Liebe gewinnt“

Turban, Bart und Plastikclogs ebenfalls weiß, empfängt mich Scheich Nasih auf Sitzmöbeln, die im Hause eines Geistlichen an sich schon ungewöhnlich sind. Um ins Gespräch zu kommen, berichte ich ihm von der Angst, die immer mehr Menschen im Westen vor dem Islam hätten.

„Das westliche Bild des Islam wird von Feinden des Islam gemacht“, wehrt der Scheich ab: „Natürlich ist das Bild des Islam entsprechend schlecht.“

Ich wende ein, dass gerade in diesen Tagen doch vor allem die Nachrichten vom „Islamischen Staat“ für ein negatives Bild sorgen – ob es keiner innerislamischen Debatte über die Gründe der Gewalt bedürfe.

„Jede Nation hat ihre Verbrecher und Extremisten. Bei uns ist das Problem, dass die Verbrecher und Extremisten massiv vom Ausland unterstützt werden: Schon al-Qaida war ja faktisch ein westliches Produkt.“

Sei das nicht eine zu einfache Erklärung, frage ich, immerhin werde al-Qaida genauso wie jetzt IS vom Westen bekämpft.

„Ja, erst schafft der Westen den Terror, dann bekämpft er ihn. Das war mit den Taliban genauso.“

Scheich Nasih bereitet es sichtlich Vergnügen, aus dem Gespräch ein Pingpongspiel der Argumente zu machen. Den Oberkörper lässig auf den linken Ellbogen gelehnt, lässt er die rechte Hand zum Ende jeder Aussage nach vorn schnellen, als schlüge er einen Schmetterball. So ruckartig ist die Bewegung, dass sich der Bügel der Lesebrille, die er zwischen drei Fingern hält, immer wieder öffnet.

Ich frage ihn, ob er ernsthaft behauptet, dass die Terroristen überhaupt nichts mit dem Islam zu tun haben.

„Natürlich hat es Terroristen gegeben, von Anfang an. Denken Sie nur an den Mörder von Imam Ali, die Mörder von Imam Hussein. Das waren auch Terroristen. Und ja, es gibt seit der Frühzeit radikale Schulen im Islam. Aber was jetzt IS macht, diese Enthauptungen, diese Vergewaltigungen, diese Barbarei, das ist beispiellos, das widerspricht allem, wofür der Islam steht und was selbst die radikalsten Schulen lehren. Das hat mit dem Islam, auch mit dem sunnitischen Islam, nichts zu tun. Nichts!“

Aber die Terroristen treten nun einmal als gläubige Muslime auf.

„Hillary Clinton hat selbst gesagt, dass die Amerikaner IS geschaffen haben!“

„Wann soll Hillary Clinton das gesagt haben?“

„Ich habe es selbst auf YouTube gesehen.“

„Frau Clinton hat selbstkritisch eingeräumt, dass die fehlende Unterstützung für die friedlichen Demonstranten und die säkulare Opposition in Syrien das Auftreten extremistischer Gruppierungen begünstigt habe. Das ist doch etwas völlig anderes.“

„In der arabischen Übersetzung hieß es, dass die Amerikaner IS geschaffen hätten. Aber ich gebe zu, dass ich die Übersetzung nicht überprüft habe.“

„Sie haben gesagt, dass das Bild des Islam im Westen von den Feinden des Islam geschaffen wird. Könnte es nicht sein, dass das Bild, das sich die arabische Welt vom Westen macht, noch viel einseitiger ist?“

„Sie haben sicher recht, auch wir übernehmen viel zu oft ungeprüft etwas, wenn es in unser Bild passt. Andererseits wissen wir nun einmal bei den Terroristen – und das sind Tatsachen –, dass es sich um einen Haufen Verbrecher und Ungebildeter aus der ganzen Welt handelt.“

„Aber zehn- oder zwanzigtausend Terroristen könnten nie ein so riesiges Gebiet erobern, wenn sie nicht auch Unterstützung der lokalen Bevölkerung hätten.“

„Das ist ein gefährliches Thema.“

„Warum?“

„Ich kann nur so viel sagen: Wenn IS nicht aus Kreisen innerhalb der Regierung und der Armee unterstützt worden wäre, hätte er niemals eine Stadt wie Mossul einnehmen können. Der Mardschaajjat liegen nachrichtendienstliche Dokumente vor, die belegen, dass die Eroberung von Mossul eine konzertierte, mit Teilen der Regierung koordinierte Aktion war. Es sind kurz vor dem Einmarsch des IS zahlreiche

Waffen nach Mossul geschafft worden. Und doch hat der IS Mossul eingenommen, ohne dass eine einzige Kugel fiel. Und die Waffen sind von der Armee zurückgelassen worden, genauso wie die wehrlosen schiitischen Rekruten, die vom IS abgeschlachtet wurden. Das war kein Zufall."

Glaubt man Scheich Nasih, dann stehen hinter dem Vormarsch des IS die alten Eliten, Generäle und überhaupt die immer noch zahlreichen Anhänger der Baath-Partei. Die Dschihadisten verwirklichten ihre grausamen Hirngespinste, aber faktisch werde etwa Mossul von den Baathisten beherrscht.

„Sie sagen, dass die Regierung in Bagdad unter Nuri al-Maliki mitverantwortlich ist für den Vormarsch des IS oder ihn sogar aktiv befördert hat. Aber das ist nun eine schiitische Regierung. Wie kann das sein?"

„Ach was, das ist doch keine schiitische Regierung. Maliki geht es nur um die Macht. Wir in der Mardschaajjat wissen genau, dass der Vormarsch des IS ein Schauspiel ist, um das Land in den Abgrund zu stürzen. Wer profitiert davon, wenn im Irak Chaos herrscht? Der Regierungschef, weil er dann den Ausnahmezustand ausrufen kann. Das war jedenfalls sein Plan: Er wollte an der Macht bleiben, er wollte ein neuer Saddam werden. Er hat aus seiner Hybris den Irak zerstört, so wie Hitler Deutschland zerstört hat. Das ganze Land ist kaputt, es bricht auseinander. Hätte die Mardschaajjat nicht den Rücktritt Malikis erzwungen, wäre ein offener Bürgerkrieg ausgebrochen."

„Die Mardschaajjat hat für den Rücktritt Malikis gesorgt?"

„Ja, wir haben eine Delegation nach Teheran geschickt. Erst daraufhin hat Teheran Maliki fallen lassen."

„Dann hat also Iran einen Fehler gemacht, dass es ihn so lange unterstützte?"

„Iran verfolgt wie jeder andere Staat seine nationalen Interessen. Mit der Schia hat das nichts zu tun. Die Schia hält bewusst Abstand zur Politik."

Dass die Geistlichkeit sich beschmutze, wenn sie sich in die Politik einmische, ist seit je das Hauptargument der Quietisten gewesen. Jetzt merke ich, wie Scheich Nasih umgekehrt alle Politik für unschiitisch erklärt. Es ist das alte Bemühen der Geistlichkeit, die eigene Reinheit zu bewahren. Indem sie sich für unzuständig erklärt, hält sie sich auch jede Kritik vom Leib.

„Und was halten Sie von den Luftschlägen der Amerikaner gegen Stellungen des IS?", frage ich.

„Alle sprechen jetzt von den Peschmerga und den amerikanischen Luftschlägen, aber hätte Großajatollah Sistani nicht zum Kampf gegen IS aufgerufen, wäre Bagdad überrannt worden. Innerhalb von zwei Tagen haben sich drei Millionen Freiwillige gemeldet. Ich frage Sie: Welcher Staat kann innerhalb von zwei Tagen drei Millionen Freiwillige mobilisieren? Das kann nur ein Wort von Sistani."

Für Scheich Nasih erwächst aus dem Ansehen der Geistlichkeit eine große Macht, die aber nur in Notsituationen eingesetzt werden dürfe. Die tägliche Aufgabe der Gelehrten sei es, ganz ähnlich wie im Christentum, den Menschen ein Vorbild an Barmherzigkeit, Bescheidenheit und Nächstenliebe zu sein. Gerade in diesen Tagen liege ein Hauptmerk der Geistlichkeit auf der Versorgung der Flüchtlinge im Süden, gleich welcher Konfession sie angehören, ob Schiiten oder Sunniten, ob Christen oder Jesiden.

„Wir haben keine Angst vor irgendwem und haben auch die Jahre unter Saddam Hussein durchgestanden, die Folter, die Ermordungen, die Massaker", sagt Scheich Nasih: „Denn wir sind zutiefst überzeugt, dass die Liebe gewinnt."

Ich bleibe nicht lange genug in Nadschaf, um die Worte des Scheichs am realen Handeln der Geistlichkeit zu messen. Aus Iran kenne ich das religiöse Plädoyer für die Staatsferne nur von oppositionellen Ajatollahs. Andererseits weiß ich, dass der Geistlichkeit in den anderen Landesteilen, gerade auch von säkularen Intellektuellen in Bagdad und erst recht im Exil, vorgeworfen wird, nur deshalb für die Trennung von Staat und Religion zu plädieren, weil sie einen eigenen Staat im Staate bilde. Und kommt das Geschäft mit Pilgern sowie der Chums, einer Art Kirchensteuer, die Schiiten zusätzlich zur Armensteuer geben, tatsächlich den Bedürftigen zu? Dem Straßenbild und den umliegenden Dörfern, in denen noch große Armut herrscht, sieht man die Mildtätigkeit der Geistlichen nicht an. Und der riesige, 400 Meter lange, 150 Meter breite, fünfstöckige Komplex, der zurzeit neben dem Schrein des Imam Ali gebaut wird, ist auch kein Signal der Bescheidenheit. 200 000 Menschen werden dort Platz finden zum Beten, dazu Restaurants, Hotels, ein hochmoderner Verwaltungstrakt und eine Bibliothek mit drei Millionen Büchern: Je feindseliger die Saudi-Araber den Schiiten sind, desto wichtiger scheint es den Mullahs, über ein eigenes Mekka zu verfügen.

Immerhin kümmert sich die Geistlichkeit tatsächlich um die Flüchtlinge, wie ich am zweiten Tag meiner Reise feststelle. 80 000 von ihnen sind in Nadschaf. Das ist viel für eine Stadt mit 600 000 Einwohnern, aber wenig im Vergleich zu den Millionen, die in den Norden geflohen sind. Mit zwei turkmenischen Frauen komme ich ins Gespräch, die mit ihren Familien zuerst im Norden Zuflucht gesucht haben, aber im Bus nach Nadschaf weitergefahren sind, wo die Versorgung besser gelingt. Auch einzelne christliche Familien treffe ich an, die es in den Süden des Irak verschlagen hat. In den Ausgabestellen für Essen, Geld und Haushaltsgegenstände kontrollieren Seminaristen, ob jeder Flüchtling seinen Anteil erhält, und greifen sofort ein, wenn es zu einem Streit mit einem Beamten kommt. Da das Geld von der Geistlichkeit stammt, haben die angehenden Mullahs trotz ihres jungen Alters erkennbar das Sagen.

Nicht offensiv, wohl aber selbstbewusst vertritt Nadschaf eine andere Schia, als sie in Teheran seit der Islamischen Revolution herrscht. Nicht nur im Westen, auch in Iran selbst und erst recht in den iranischen Staatsmedien übersieht man oft, dass Ajatollah Chomeini, als er noch im Exil in Nadschaf lebte, den älteren Großajatollahs als ein gefährlicher Neuerer, manchen sogar als Ketzer galt, der den Islam politisierte. Der Einmarsch der Amerikaner hat der schiitischen Orthodoxie einen Ort zurückgegeben, der sich dem strikten Zugriff der Islamischen Republik Iran entzieht. Wenn ich nicht als westlicher Berichterstatter auftrete, sprechen die Geistlichen ihre Geringschätzung des iranischen Staatsislam offen aus. Öffentlich würde sich allerdings kaum jemand gegen die Islamische Republik stellen, dafür ist der Einfluss Irans zu stark und das Bemühen der Geistlichkeit seit je zu groß, nach außen die Reihen geschlossen zu halten. Dass interne Kämpfe in Nadschaf auch schon mal mit Waffen ausgetragen werden, ist freilich die andere Seite des schiitischen Korpsgeistes.

Wie die meisten Kleriker empfängt auch Großajatollah Baschir al-Nadschafi einzelne Besucher erst am Abend. Bis dahin ist der Tag eines schiitischen Gelehrten mit Gebeten, der Lehre, der öffentlichen Sprechstunde und der Lektüre ausgefüllt. Das hat nicht nur mit der Askese zu tun, die dem indischstämmigen Großajatollah durchaus ins Gesicht geschrieben zu sein scheint. Auch aus Furcht vor Anschlägen treten die vier Mitglieder der Mardschaajjat so gut wie nie aus ihren hoch geschützten Häusern. Der Aufwand an Wachleuten, Waffen, Sicherheitsschleusen und gepanzerten Geländewagen steht im Kontrast zu dem alten, ja ärmlichen Gebäude, in dem der Geistliche lebt, die kahlen Innenwände abgeblättert, ein brauner Teppichboden ohne Möbel, nirgends ein Stück Dekoration, zum Sitzen lediglich ein flaches Kissen.

Innerhalb der Mardschaajjat ist der 72-jährige Nadschafi derjenige, der sich am ehesten noch öffentlich äußert. Er spricht zu mir und zugleich in ein Mikrofon, das seine Worte per Lautsprecher ins ganze

Video: Navid Kermani über sich und seine Arbeit

spiegel.de/app392014kermani
oder in der App DER SPIEGEL

FOTO: ALI ARKADY/ VII / DER SPIEGEL

Haus überträgt. Eine Videokamera läuft außerdem mit. Ich frage, wie er denn die „Herrschaft der Rechtsgelehrten“ beurteile, die Revolutionsführer Chomeini in Iran zur Staatsdoktrin gemacht hat. „Da gibt es ganz unterschiedliche Sichtweisen.“

„Gut, aber Sie selbst werden doch eine Meinung dazu haben.“

„Unterschiedliche Umstände können zu verschiedenen Antworten führen.“

„Das heißt, die Mardschaajjat in Nadschaf ist gegen die Einheit von Staat und Religion?“

Von einem auf den anderen Satz wechselt der milde Großajatollah die rhetorische Strategie: Sein schmaler Oberkörper beugt sich zu mir, der Zeigefinger schnellt ausgetreckt in die Höhe, er blickt mir aus ein paar Zentimetern streng in die Augen.

„Hat der Prophet einen Staat begründet oder nicht?!“, fragt er mit schriller Stimme.

Natürlich ist das eine rhetorische Frage. Die schiitischen Seminare sind die einzigen Lehrzentren der Welt, deren Unterrichtsplan seit dem Mittelalter ohne Unterbrechung bis heute auf dem in der Antike begründeten Kanon von Rhetorik, Grammatik und Logik beruht. Um einen hohen Rang zu erhalten, muss ein Theologe vielfach seine Meisterschaft im Fechtkampf der Argumente bewiesen haben.

„Ich bin hier, um von Ihnen unterwiesen zu werden“, weiche ich der Antwort aus.

Aber der Großajatollah lässt den schwertgleichen Zeigefinger nicht sinken und schaut mich weiterhin mit funkelnden Augen an.

„Hat der Prophet einen Staat begründet oder nicht?!“

Noch zweimal suche ich eine Ausflucht, zweimal stellt der Großajatollah dieselbe Frage.

„Sicher hat der Prophet einen Staat begründet“, gebe ich endlich zu.

„Na, da sehen Sie!“, triumphiert der Großajatollah und lehnt sich zurück. „Wie kann etwas falsch sein, was der Prophet zum Beispiel gegeben hat?“

Ich weise darauf hin, dass die Geistlichkeit in Nadschaf allgemein bekannt sei für ihre Position, Politik und Religion zu trennen – doch der Großajatollah will nichts von einem Dissens mit der iranischen Theokratie wissen:

„Hat der Prophet einen Staat begründet oder nicht?!“

Ziemlich konsterniert verlasse ich das Haus des Großajatollahs Nadschafi. Man kann in der schiitischen Dogmatik gewiss Gründe finden, das Staatsmodell der Islamischen Republik zu vertreten. Aber mit schriller Stimme und erhobenem Zeigefinger refrainartig auf die islamische Urgeschichte zu verweisen, um weitere Nachfragen abzuwehren, kommt mir wie ein Taschenspielertrick vor.

Schiitin mit Tochter in Nadschaf: 80 000 Flüchtlinge wurden aufgenommen

Bevor ich am dritten Tag nach Bagdad weiterreise, möchte ich wenigstens den Versuch unternommen haben, Großajatollah Sistani zu treffen, der zwar keine Interviews gibt, aber jeden Morgen um neun eine Sprechstunde für seine Anhänger hat. In den politischen Auseinandersetzungen seit dem amerikanischen Einmarsch 2003 hat sich Sistani, der unter Saddam Hussein viele Jahre unter Hausarrest stand, stets mäßigend eingesetzt und wurde dafür sogar von der *New York Times* für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. In moralischen Fragen gilt der gebürtige Iraner hingegen als ultrakonservativ. Eine Fatwa, die zum Tod von Homosexuellen aufrief, hat er 2006 zurückgenommen.

Als ich um halb neun das Altstadtgässchen erreiche, das zum Haus Sistanis führt, hat sich vor der Absperrung bereits eine lange Schlange von Gläubigen gebildet, Männer allesamt, die meisten erkennbar aus ärmlichen Verhältnissen. Wenn ich mich einreihte, würde ich riskieren, nicht rechtzeitig vor dem Ende der Sprechstunde zum Großajatollah vorgelassen zu werden. Also hole ich meine Bücher über den Islam heraus und stelle mich an der Absperrung vor: Ob ich Hochwürden ehrfürchtig die Frucht meiner Bemühungen überreichen dürfe, so nichtig sie auch sei?

In den folgenden zwei Stunden lerne ich nacheinander die gesamte Hierarchie des Einlasspersonals bis hin zu Mohammed Resa, einem Sohn Sistanis, kennen. Den Fragen entnehme ich, dass man früh meinen Namen gegoogelt hat – aber was macht einer wie ich ausgerechnet jetzt im Irak?

„Ich habe den Schrein des Imam besucht“, gebe ich ein ums andere Mal die Antwort, die in Nadschaf am nächsten liegt.

Mir ist klar, dass ich keine Chance auf Einlass habe, wenn ich mich als Berichterstatter zu erkennen gebe. Umgekehrt spüre ich schnell, dass zumindest das höhere Personal zu höflich ist, um einen Gläubigen abzuweisen, der einen so weiten Weg gekommen ist. Dass ich als Iraner die Muttersprache Sistanis spreche, hilft vielleicht auch: Nach dem Ende der Sprechstunde möge ich wiederkehren, dann empfange mich Hochwürden für eine Begrüßung.

Als ich schließlich in das Gässchen eintrete, muss ich die Tasche, die Wertgegenstände, den Ausweis, das Handy und natürlich den Fotoapparat abgeben. Weil es seit Jahren kein aktuelles Bild von Sistani gibt, glauben nicht wenige Iraker – gewiss nicht seine Anhänger –, dass der 84-jährige Großajatollah schwer krank oder senil sei, keine eigenen Entscheidungen mehr treffe und von seinen Söhnen und Beratern gelenkt werde.

Als ich eine knappe Stunde später das Haus Sistanis verlasse, stecke ich in einer Zwickmühle. Wenn ich öffentlich machte, was ich gehört habe, würde ich das Vertrauen missbrauchen, das mir vor allem der Sohn Sistanis geschenkt hat. Andererseits spüre ich eine Verpflichtung, Zeugnis über den höchsten Geistlichen der schiitischen Welt und wahrscheinlich einflussreichsten Mann Iraks abzulegen, so kurz und improvisiert mein Besuch auch war.

Ohne auf die Gespräche detailliert einzugehen, die ich zunächst mit dem Sohn Sistanis und dann mit dem Vater selbst geführt habe, möchte ich deshalb doch einen allgemeinen Eindruck schildern: Sistani wirkt trotz seines hohen Alters gesund, ist geistig absolut wach, hochintelligent und weiß genau, was er tut. Der Blick, mit dem Sistani mich fixierte, war ernst und messerscharf, dabei nicht unfreundlich, son-

dern ausgesprochen interessiert. Er sprach langsam, ruhig und artikuliert, ohne alle rhetorischen Verzierungen. Er war vollständig unprätentiös, zugleich im Bewusstsein einer Aufgabe, für die ihm nicht mehr viele Jahre zur Verfügung stehen. Ohne Illusionen, ohne jede Beschönigung sprach er über die Verhältnisse in Iran.

Er stellte Fragen zur deutschen Vergangenheitsbewältigung und dem deutschen Sonderverhältnis von Kirche und Staat, war sogar über die Einrichtung islamischer Lehrstühle an deutschen Universitäten informiert: Das würden die Deutschen machen, um ihre jungen Muslime vom Extremismus fernzuhalten, erklärte Sistani einem ebenso alten Geistlichen, der neben ihm saß, und nannte das klug.

Als ich staunte, wie genau Sistani über die aktuellen Entwicklungen in Deutschland informiert ist, meinte er, ich solle nicht glauben, er bekäme nichts mit, nur weil er sich nicht aus dem Haus bewege: Sehr genau verfolge er, was in der Welt geschieht. Es ist ganz klar – und sein Sohn Mohammed Resa, mit dem ich mich länger unterhielt, wurde noch expliziter –, dass es in diesem Haus eine klare Einsicht in die verheerende Situation gibt, in der sich die islamische Welt und dezidiert auch der Islam als Religion befinden. Die politischen Analysen waren kenntnisreich und differenziert.

Großajatollah Sistani um 2000
„Ich glaube nicht an öffentliche Erklärungen“

Als mich Sistanis Sohn nach meinen bisherigen Gesprächen fragte, gestand ich meinen Unmut darüber, dass die Schuld für die eigene Misere immer nur bei anderen gesucht werde, am liebsten beim Westen. Das sei nur eine Ausflucht, sagte Mohammed Resa Sistani und verwies auf den mangelnden Gemeinsinn, die Korruption, die Gesetzlosigkeit, die Unfreiheit und den Egoismus, die in den meisten islamischen Ländern vorherrschten. Wieso denn zum Beispiel eine junge Frau wie die Mathematikerin Maryam Mirzakhani, die Gewinnerin der Fields-Medaille, nicht in Iran die Möglichkeit erhalten habe, ihr Genie zum Nutzen der Gesellschaft zu entfalten?

„In Wahrheit ist das Fundament unserer eigenen Gesellschaften kaputt.“

Ein Loblied sang Mohammed Resa Sistani ausgerechnet auf die Europäische Union, durch die verfeindete Völker Freunde geworden seien. In der islamischen Welt würde es nicht einmal den kleinen Golfemiraten gelingen, denen die Sprache, Kultur und Religion gemeinsam seien, sich auch nur zu einem ökonomischen Markt zusammenzuschließen. Der Uneinigkeit nicht genug, wolle man nun auch noch die bestehenden Staaten nach Ethnien und Konfessionen teilen.

Großajatollah Sistani, den Vater, fragte ich auch nach der Vertreibung der Christen aus dem Irak. Sistani sprach von einer Katastrophe historischen Ausmaßes. Theologisch stehe gerade die Schia dem Christentum besonders nah, sagte Sistani und spielte vermutlich auf die Bilder, die Prozessionen, die Marienverehrung, die Fürbitten und den Erlösungsgedanken der katholischen Kirche an, die der schiitische Islam ebenfalls kennt.

Weshalb er sich nicht mit den Christen öffentlich solidarisch erkläre, fragte ich. Sistani verwies darauf, dass die Mardschaajjat erklärt habe, die Christen genauso wie die anderen verfolgten Minderheiten aufzunehmen. Und schließlich seien es mit den Kurden und den Schiiten doch Muslime selbst, die den Kampf gegen IS an vorderster Front führten. Ich erwiderte, dass unter den Christen der Eindruck vorherrsche, ihre Vertreibung werde von der Mehrheit der Muslime stillschweigend hingenommen oder sogar begrüßt. Sistani antwortete, dass die Mardschaajjat und er persönlich in ständigem Kontakt mit den Vertretern der verschiedenen Kirchen seien; häufig besuchen sie ihn auch. Die Kirche wisse, dass die Mardschaajjat ihr im Irak beistehe. Mag sein, dass die Vertreter der Kirche es wüssten, aber seine Stimme dringe nicht in den Westen vor, beharrte ich. Was ich denn vorschlage, fragte Sistani.

„Weshalb richten Sie nicht eine Botschaft an die Christen der Welt?“

Sistani schwieg zwei, drei Sekunden lang, ohne den Blick von mir abzuwenden.

„Ich glaube nicht an öffentliche Erklärungen“, sagte er schließlich. „Jeden Tag verkündet irgendwer irgendetwas, ob nun die Vereinten Nationen, der Papst oder die Organisation der Islamischen Konferenz. Ich glaube nicht daran. Das sind nur Worte. Ich bin zutiefst überzeugt, dass das Werk zählt. Und wenn unser Werk gut ist, wenn es der Menschheit hilft, dann wird sich die Botschaft davon auch verbreiten.“

Ich hoffe, es war richtig, die Botschaft von Großajatollah Sistani verbreitet zu haben.

Im nächsten Heft:
Im zweiten Teil seiner Reisereportage aus dem Irak berichtet Kermani aus der Hauptstadt Bagdad.

FOTOS: ALI ARKADY / VII / DER SPIEGEL (L); DPA (R.)